basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Die alten Basler

Autor(en): Albert Burckhardt-Finsler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1906

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/64a35c52-0bc0-426a-8302-9c3ef7f1399a

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Die alten Basler.

Eine Studie von Alb. Burckhardt-Finsler.

Das war ein echter alter Basler, sagte mir einst ein Thurgauerfreund im Tone ungeteilter Bewunderung, als die letztwilligen Verfügungen eines angesehenen hiesigen Bürgers, der fast sein ganzes beträchtliches Vermögen zu wohltätigen und wissenschaftlichen Zwecken vermacht hatte, im Freundeskreise besprochen wurden. Der Ausspruch freute mich, und ich hatte den Eindruck, daß echte alte Baslerart auch bei Angehörigen anderer Kantone noch geschätzt und gewürdigt werde. Kurz darauf war in einer Gesellschaft von der modernen Entwicklung unserer Vaterstadt die Rede, wobei ein Herr, der sich nicht gerne zu den geistig Armen zählen läßt, auch mit gar nichts, was in den letzten fünfzig Jahren vor sich gegangen war, sich befreunden konnte. Er war mit den Steuern und dem Grundsatz der Progression nicht einverstanden. Er beschwerte sich über den mangelhaften Besuch der Gottesdienste besonders an Sonntagnachmittagen, er schimpfte über den Vorstand seiner Zunft, in welchem die sog. „Inegschnizte" überwogen; von dem Großen Rat wollte er gar nicht reden, nur im Bürgerrat sei es einstweilen noch auszuhalten, obschon auch da die fremden Gesichter sich stark

vermehrten. Ferienversorgung und Pestalozzigesellschaft seien überflüssige Importartikel ostschweizerischer Pädagogen, man habe ja die Gemeinnützige, wo er jedes Jahr 10 Fr. bezahle, und früher sei man auch gesund gewesen, ohne daß man auf's Land gezogen wäre. Mit Dienstboten und Arbeitern könne man überhaupt nichts mehr anfangen; allein das wundere einem nicht mehr, wenn man höre, wie selbst rechtgläubige Pfarrer auf der Kanzel über diese Dinge reden und alle Unterwürfigkeit der Untergebenen untergraben. Auf diese Weise wurde dem modernen Basel ein langes Sündenregister vorgehalten und das Lob der vergangenen Zeit in allen Tonarten gesungen, bis ein anwesender St. Galler, der diese Jeremiaden mit steigender Ungeduld angehört hatte, den Sprecher unwillig mit den Worten unterbrach: „Sie sind doch ein echter alter Basler."

Aha, dachte ich, das klingt anders, und doch waren es die gleichen Worte, die ich bei jener frühern Gelegenheit als den Ausdruck höchsten Lobes vernommen hatte.

Diese Diskrepanz veranlaßte mich zum Nachdenken darüber, wer wohl Recht habe, der Lobredner oder der Tadler, und da ich immer mehr zu dem Schlusse gelangte, daß im Grunde beide bis zu einem gewissen Grade wenigstens das Richtige getroffen haben, so legte ich mir die Frage vor, wie ist denn der normale, echte alte Basler beschaffen und wer kann auf diese Bezeichnung mit einiger Berechtigung Anspruch erheben? Oder mit andern Worten, welches sind die hervorragenden Eigenschaften unserer speziell bürgerlichen Bevölkerung und aus was für Elementen hat sich diese im Laufe der Zeit zusammengesetzt? Die Beantwortung dieser Fragen möchte ich hier versuchen, wobei begreiflicherweise eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung nicht erwartet werden darf. Auch werden, der Natur der Sache entsprechend, meine Schlüsse einen sehr subjektiven Charakter tragen, so daß ich sie bei Leibe nicht als

feststehende Sätze, sondern nur als Anregung zum Studium des Basler Volkscharakters und der historischen Entwicklung seiner Repräsentanten aufzustellen wage.

Wir stellen die Frage, wie ist der echte alte Basler beschaffen, in den Vordergrund und erhalten darauf ohne große Schwierigkeit Antworten, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der ungebildete Miteidgenosse und auch mancher Reichsangehörige erklärt ohne langes Besinnen: „Der Basler ist hochmütig, fromm und reich, er ist ein Feind des Fortschrittes, legt etwelchen Wert auf einen guten Tisch und hat dazu oft ein böses Maul." Das ist eine landläufige Anschauung, wie sie seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts landauf landab verbreitet war, und die sich von einer Generation auf die andere vererbt hatte. Gebildetere Beurteiler heben etwa noch rühmend hervor den Sinn für wissenschaftliche Dinge und das Kunstverständnis weiter Kreise der Bevölkerung, die große Arbeitsamkeit, die sich allenthalben geltend macht und die weitverzweigte Wohltätigkeit, die über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus allgemeine Anerkennung findet. Immer mehr gewinnt die letztere, gerechtere Beurteilung des Baslers die Oberhand. Der Haß, womit infolge der Revolution und der Trennung Basel seitens vieler Schweizer verfolgt wurde, ist gottlob verschwunden, nachdem er ungeheures Unheil und eine fatale Begriffsverwirrung bei vielen Leuten angerichtet hatte. Der ins Große sich steigernde Verkehr und die ungewöhnliche Zunahme der städtischen Bevölkerung, welche tausende und abertausende aus allen Richtungen nach Basel führt, tun das Ihrige, um das Urteil über die alten Basler ein gerechteres werden zu lassen. Dazu kommen die sichtbaren Leistungen des modernen Basels auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche nachdrücklich eine Revision der ungünstigen Anschauungen über die Stadt und ihre Bewohner verlangen.

So sehen wir denn, daß, wenn ernste Leute die Feder ergreifen, um die Basler zu charakterisieren, jene Karrikatur völlig verschwindet, welche die kleinen Fehler und die nicht zu leugnenden Schattenseiten ins Ungeheuerliche vergrößert und die wirklich guten Seiten einer wohlfeilen Lächerlichkeit preisgibt. Allein doch ist noch manches ungerechte und ungereimte Vorurteil hie und da anzutreffen, herrührend von Persönlichkeiten, die ohne Kenntnis der Dinge die Feder führen oder sich blindlings durch frühere Skribenten leiten lassen. Dazu gehört in neuester Zeit ein guter Teil aller jener Kunstschriftsteller, welche sich über Arnold Böcklin hergemacht haben, um im Auftrag und im Interesse irgend einer Verlagsbuchhandlung den großen Künstler auszuschlachten. Gerade diese Herren sind es, welche, ohne unsere Stadt zu kennen, mit Beschimpfungen aufzutreten wagen und einen urteilsunfähigen Leserkreis mit Dingen regalieren, die haarsträubend sind. Wenn der Meister selbst etwa in übler Laune, seiner Basler Eigenart die Zügel schießen lassend, ein hartes Wort über die Vaterstadt gesprochen hat, so ist das erklärlich und wohl auch entschuldbar, allein wenn die Biographen glauben, hieraus Kapital schlagen und ein anständiges Gemeinwesen beklecksen zu dürfen, so mögen sie sich des alten Sprichwortes erinnern: „Quod licet Jovi, non licet bovi.“

Um so erfreulicher ist es, daß in einer der neuesten Böcklinbiographien Adolf Frey in Zürich auch der Vaterstadt des Künstlers durchaus gerecht geworden ist. Seine Schilderung der Basler lautet folgendermaßen: „Mit den Baslern hat Böcklin außer dem stattlichen Wuchs, dem man in Stadt und Landschaft Basel ziemlich häufig begegnet, manch Inneres gemeinsam, so sehr, daß man behaupten darf: Wer den Basler Charakter kennt, der kennt und begreift denjenigen Böcklins zum großen Teil.

Der Basler besitzt Gemüt, tiefes Gefühl. Daraus entspringen seine Frömmigkeit, die ganz ungewöhnlichen Werke

des Wohltätersinnes und eine Musikpflege, wie sie an Intimität von keiner Schweizerstadt und — nach Maßgabe der Bevölkerung — schwerlich von irgend einer andern erreicht wird.

Ein nüchterner, rechnender Verstand steht wie ein Wächter neben diesem Gefühl: die Empfindung verbergen, zurückstoßen, herunterdrücken! Nur nicht gerührt oder ergriffen scheinen! Die Scheu des Alemannen, sich in die Seele sehen zu lassen, zeigt der Basler in höchstem Grade; er gibt sich kühl, zurückhaltend, abweisend. Er selbst, der das wohl weiß, nennt dieses Wesen „unanmutig". Gern maskiert er das Herz mit Witz und Satire.

Wer fein Spießruten laufen will, der muß den Baslern in die Mäuler kommen, die vielleicht gerade, infolge dieses Bedürfnisses, das Gefühl zu verdecken und zu erwürgen, nie zu einem wirklichen Dichter gelangt sind.

Der Witz und das Witzeln, genährt durch die kleinstädtischen Verhältnisse und namentlich an den Familientagen ins Kraut schießend, bewahren den Basler vor der Phrase und namentlich auch davor, daß der einzelne allzusehr vor den andern hervortrete, wodurch in diesen Dingen ganz eigentlich noch die Art der alten Aristokratie erhalten ist. Der Luxus hat mit dem bedeutenden Reichtum durchaus nicht Schritt gehalten und entfaltet sich vorwiegend nur innerhalb der vier Wände, wodurch er von einem feineren mäzenatischen Geist veredelt wird. Doch liegt es auf der Hand, daß diese Vorzüge des Maßhaltens in Wort und Aufwand im letzten Grunde doch nur wieder auf Vorzügen ruhen können. Das sind Tüchtigkeit, Sinn für das Rechte und das Echte. Sie zeichnen den Basler aus und erklären das Selbstgefühl, womit er auf seine Stadt und ihre Errungenschaften blickt.

Die selbstbewußte Tüchtigkeit, der Reichtum, die hergebrachte Gepflogenheit, daß die ganze Bürgerschaft sozusagen in einer

Front marschiert, über die der Einzelne nicht merklich vorprellen darf, und die jahrhundertalte politische Selbstherrlichkeit erzeugen eine Eigenschaft in ungewöhnlichem Maße: den Unabhängigkeitssinn, der namentlich auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete eigene Wege und breiten Spielraum verlangt und ertrotzt.

Nicht von ungefähr hat just der Basler Jakob Burckhardt die markante Ausbildung der modernen Persönlichkeit in den italienischen Renaissancerepubliken, besonders der florentinischen, so genial erfaßt und geschildert.

Böcklin vereinigte die Merkmale der Basler mit einer Reihe ausgesprochener Besonderheiten."

Soweit der gelehrte Zürcher Professor, dessen Wiege freilich am Südabhange des Jura, für den er das gleiche Verständnis an den Tag legt wie für unsere Rheinstadt, gestanden hat. Wir glaubten, diese geistvolle Darstellung des Basler Bürgers in ihrem vollen Umfange geben zu müssen, zeigt sie doch, wie kaum eine andere Schilderung, eine sorgfältige und gewissenhafte Analyse und hält uns einen durch keine Böswilligkeit und keinen Unverstand getrübten Spiegel vor. Licht- und Schattenseiten des Basler Charakters gelangen zu ihrem vollen Rechte, und der Schilderer hatte gar keinen Grund, nach der einen oder der andern Seite parteiisch zu sein; einzig und allein das edle Bestreben, ein gerechtes, wohlbegründetes Urteil zu fällen, hat ihn diese inhaltsreichen Zeilen niederschreiben lassen.

Das also wären die hervorstechenden Eigenschaften des Baslers: Ein tiefes Gemüt, welchem als praktische Früchte Frömmigkeit, Wohltätigkeit und Kunstsinn entsprießen, daneben aber als Ergänzung nüchterner Verstand, der alle Rührung verbietet und in Kälte, in Zurückhaltung sich äußert. Dazu gesellt sich ein stark entwickelter Humor und eine treffende Satire,

welche jede Phrase und alles Unechte im Keim ersticken und ein Maßhalten auf allen Gebieten des Lebens erheischen. Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitssinn treten ebenfalls als markante Züge des Baslers in den Vordergrund. Es liegt auf der Hand, daß bei den verschiedenen Individuen bald diese, bald jene Eigenschaft stärker sich geltend macht, auf diese Weise entstehen die unzähligen Variationen, die aber doch alle auf das gleiche Thema zurückzuführen sind. So gibt es Leute, bei denen Humor und Satire viel mehr ausgebildet sind als Frömmigkeit und Zurückhaltung, das ist jener Typus, der wahrscheinlich einen angesehenen Waadtländer Staatsmann zu dem einseitigen Urteile verleitet hat: „La médisance c'est l'esprit des Bâlois", während ein Aargauer gelegentlich solchen Erscheinungen gegenüber in liebenswürdigerer Weise dahin sich äußerte, daß der gleiche Basler das böseste Maul und das beste Herz besitzen könne.

Diese Freude an Humor und Satire kommt, oder wohl richtiger kam, jeweilen in den Fastnachtstagen zur vollen Entwickelung. Noch vor dreißig und vierzig Jahren war es eine Freude, an diesen Festtagen des Basler Witzes durch unsere Straßen zu gehen und abends die Lokale zu besuchen, in welchen Masken und Schnitzelbänke ihr Wesen trieben, und in der Regel mit feiner Satire ohne Unflätigkeiten die Schwächen ihrer Mitbürger geißelten. Und bei den einzelnen Umzügen, was kam nicht für eine Fülle Humors zu wohl berechtigter Geltung von den kleinen Knirpsen, welche die Modetorheiten wie Crinolinen und Chignons durchhechelten, bis zu den Großen, welche die Schwächen der Regierung und die Sünden der Politik an den Pranger stellten. Woher kommt diese Freude, ja wir wollen sagen, dieses Bedürfnis der Basler, wenigstens während einiger Tage, ihrem Humor ungehindert die Zügel schießen zu lassen? Ich denke, das ist uralte Fröhlichkeit und Ausgelassen-

heit, wie sie zu allen Zeiten an den lachenden Ufern des Rheinstromes daheim gewesen ist. Es ist nicht schwäbisch-alemannische Art, sondern fränkischer Import, d. h. ein Kennzeichen der starken Vermischung unserer ursprünglichen Bevölkerung mit fränkischen Elementen, welche im Laufe der Jahrhunderte den Weg rheinaufwärts gefunden haben. In den fränkischen Städten am Mittel- und Niederrhein ist die klassische Heimat der deutschen Fastnacht bis auf den heutigen Tag. Nicht daß nicht auch in den übrigen Kantonen der Schweiz der Karneval noch gefeiert würde; allein es geschieht doch in einer andern Art als hier in Basel. An andern Orten finden deklamatorische große Umzüge statt mit den allegorischen Figuren der langweiligen vier Jahreszeiten, oder man stellt die Handwerke und die Menschenalter dar, korrekt und brav, anspruchsvoll und geistlos.

Der Basler ist auch in seinen Vergnügungen praktisch und ein Gegner alles Abstrakten. Präzis und treffend bringt er seine Sache an den Mann, freilich nicht ohne Gefahr zu laufen, empfindsame Naturen vor den Kopf zu stoßen oder gar zu verletzen. Im Mittelalter mag es manchmal recht bunt innerhalb unserer Mauern zugegangen sein. Die Kirche hatte dagegen nicht viel einzuwenden, und erst infolge der Reformation griff ein ernsterer Geist um sich. Wenn auch in Basel nicht mit derjenigen Strenge die Sittenpolizei durchgeführt wurde, wie z. B. in Genf, so ist doch eine wesentliche Umwandlung im Volkscharakter oder doch in der Art, wie dieser zu Tage treten konnte, nicht zu verkennen. Die Reformationsordnungen und die Sittenmandate legen hiefür ein beredtes Zeugnis ab. Allein im Laufe der Zeit konnte man doch nicht die vorhandene Lebenslust ganz unterdrücken. Die Gesetze bestanden weiter, aber niemand kümmerte sich darum, man ließ sich die Übertretung derselben lieber etwas kosten, als daß man sie gehalten hätte. Offiziell freilich hielt man an den Anschauungen der Reformations-

zeit fest, und tatsächlich handelte man Schritt für Schritt ihnen zuwider. So entstand aufs neue eine innere Haltlosigkeit, eine frivole Heuchelei, die im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Man muß nur ein paar Seiten eines Tagebuches oder einer Chronik aus jenen Zeiten lesen, und man wird in Staunen gesetzt durch die moralische Hohlheit, welche allenthalben zu Tage tritt. Die Notwendigkeit der zu Ende des Jahrhunderts ausbrechenden Revolution wird dem Beobachter des damaligen Lebens und den damaligen Sitten durch nichts klarer gemacht. Bei solchen Verhältnissen war für viele das Auftreten des Pietismus eine Erlösung von einem dunkeln Banne, und für das rechtgläubige Staatskirchentum war diese neue ernstere Lebensrichtung der ungern genug gesehene Spiegel, welcher ihm erbarmungslos seine Erbämlichkeit vorhielt.

Mit diesen Auseinandersetzungen sind wir unvermerkt auf eine weitere, stark hervortretende Eigenschaft der alten Basler zu sprechen gekommen, nämlich auf die Frömmigkeit und deren schönste Frucht, die Wohltätigkeit. Gerade in dieser Hinsicht wird unserer Vaterstadt sehr oft Unrecht getan, indem man über das fromme Basel die Achseln zuckt oder damit geradezu seinen Spott treibt. Nun ist ja gewiß nicht zu bestreiten, daß vielfach diese Frömmigkeit eine angelernte, eine äußerliche oder gar heuchlerische ist. Allein wir sagen: Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten vorhanden. Daß in Gegenden, wo überhaupt wenig Wert auf Frömmigkeit gelegt wird, und eine gewisse selbstgerechte Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen an der Tagesordnung ist, auch keine Auswüchse der Frömmigkeit wahrzunehmen sind, liegt auf der Hand. In Basel ist dies von alters her anders gewesen. Dafür spricht die große Anzahl kirchlicher Stiftungen im Mittelalter, welche doch alle in ihren Anfängen auf einen frommen Sinn der Stifter zurückzuführen sind. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß die meisten von

ihnen mit der Zeit einer allgemeinen sittlichen Verwahrlosung und Verlotterung anheimgefallen sind. Auch der für das mittelalterliche Basel reichlich bezeugte Mystizismus ist ein deutlicher Beleg für das Vorhandensein eines starken religiösen Bedürfnisses mitten in Zuständen, welche einer allmähligen aber sicheren Auflösung entgegengingen.

Die Reformation hat auch in dieser Hinsicht reinigend gewirkt, und der Zug zu religiösen Dingen, dieses ächt schwäbisch-alemannische Erbteil, konnte zu neuer mächtiger Entfaltung gelangen. In Zeiten, da die Glaubensfragen das gesamte Tun und Lassen der Menschen fast ausschließlich beherrschten, und da infolge der Einwanderung zahlloser Glaubensflüchtlinge auch unsere Stadt stets in einer gewissen religiösen Aufregung erhalten wurde, konnte auch die christliche Wohltätigkeit sich in größtem Maßstabe entfalten. Es ist unglaublich, was in dieser Hinsicht die evangelischen Städte der Schweiz, Basel als nicht die geringste unter ihnen, für verfolgte Glaubensgenossen in der Nähe und der Ferne geleistet haben. Da konnte sich denn unsere Bürgerschaft an ein Geben und Opfern gewöhnen, das sie als einen ihrer schönsten Ruhmestitel bis auf den heutigen Tag gottlob nicht verlernt hat. Daß damit die Gefahr einer gewissen Werk- und Scheinheiligkeit für manchen weniger tief angelegten Christen verbunden ist, unterliegt keinem Zweifel. Man kauft sich mit Wohltaten und Gaben los für manches Geschäft, das moralisch betrachtet seine bedenklichen Seiten hat, oder man sucht durch solche Opfer für einen guten Zweck das Gewissen zu beschwichtigen, wenn auf diese oder jene Art und Weise die Moral etwas Schiffbruch gelitten hat. Der Begriff des Ablasses ist oft auch echten Protestanten nicht so fremd, als man annehmen sollte, nur ist derjenige, welcher Ablaß begehrt und der welcher ihn erteilt, eine und dieselbe Persönlichkeit. Jedoch der äußere Effekt, die

Tatsache, daß andern geholfen ist, wird zum Glück nicht in Frage gestellt, und unsere großartigen Basler Wohltätigkeitsanstalten würden jedenfalls nicht wohl getan haben, wenn sie in jedem Falle die innersten Motive des Gebers einer genauen Prüfung unterzogen hätten. Das sei einem gerechtern Richter füglich überlassen.

Eine weitere Äußerung der Basler Frömmigkeit ist seit der Reformation die strenge Beobachtung der kirchlichen Vorschriften hauptsächlich in Bezug auf Kirchenbesuch gewesen. Die staatliche Gesetzgebung tat das Ihrige, um die Leute auf dem rechten Wege zu erhalten, und im 18. Jahrhundert gesellte sich noch dazu der Moralcodex der Pietisten, so daß von der evangelischen Freiheit des Christenmenschen nicht mehr viel übrig blieb. Die Folge war, viele gewöhnten sich so sehr ans Kirchengehen, daß sie zwischen Gebrauch und Bedürfnis nicht mehr unterschieden, eine Gemütsverfassung, welche den Wert des Gottesdienstes in den Augen kritisch Gesinnter herabmindern und ernste Christen vielfach den Sekten in die Arme treiben mußte. So kam eine Sonntagsfeier zustande, welche uns lebhaft an englische Zustände erinnert.

Die Revolution mochte etwas Wandel geschaffen haben; allein die Zeit war zu kurz, um einen bleibenden Einfluß in dieser Hinsicht auszuüben. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnen wir ungemein vielem konventionellem Kirchensitzen. Besonders an Bettagen entwickelten die Leute eine kirchliche Seßhaftigkeit, welche der jüngeren Generation befremdend vorkam. Auch scheint das Schlafen in den Kirchen durchaus keinen Anstoß erregt zu haben, und als man anfing, die Gotteshäuser zu heizen, war die Sonntagnachmittagspredigt für manche Kirchenbesucher eine treffliche Einrichtung, um daheim das Holz sparen zu können. Daß auch die jungen Leute zur Kirche angehalten wurden, war an und für sich schon gut; aber

durch Zwang selbst in Momenten, da von einer Andacht kaum die Rede sein konnte, ist bei manchem eine Entfremdung entstanden, die nicht leicht wieder gehoben werden konnte.

Auch in Bezug auf das Abendmahl wurde in wenig würdiger Weise ein Zwang ausgeübt. Bekannt ist, wie in dieser Hinsicht seitens der Kirche dem Bonifacius Amerbach zugesetzt wurde. Als eine arge Verirrung muß es auch bezeichnet werden, daß in der Barfüßerkirche die unglücklichen Insaßen des Irrenhauses kommunizieren mußten, wobei der Profoß sie mit dem Stocke vor dem Altar so lange traktierte, bis sie sich in ihr Schicksal ergaben. Es ist dies keine Übertreibung, die Geschichte wurde mir von dem Sohne des damaligen Pfarradjunkten im Spital erzählt. Auch daß der sogenannte Herrendiener jeweilen mit dem Bürgermeister sich zur Kommunion einfinden mußte, ist eine für unsere Begriffe befremdliche Sache.

Alle diese Dinge wirkten zusammen, daß hauptsächlich den Fremden die Basler Frömmigkeit als etwas gemachtes vorkam, und sie mögen in vielen Fällen nicht Unrecht gehabt haben. Moderne Anschauungen haben auch hier Wandel geschaffen, dabei mag ein gut Stück altes Kirchentum zugrunde gegangen sein; allein die wirkliche Frömmigkeit und die von Innen stammende Kirchlichkeit konnte bei diesem Prozeß nur gewinnen. Die Hauptsache aber ist, daß nach wie vor bei den alten Baslern echte Frömmigkeit und aufopfernder Wohltätigkeitssinn in reichem Maße vorhanden sind. Die Gefahr in dieser Hinsicht besteht nicht darin, daß die äußere Form der Betätigung eine freiere, vernünftigere geworden ist, sondern darin, daß viele Leute — ich nenne in erster Linie die jüngere Generation — in unserem nervös aufgeregten Zeitalter gar nicht mehr die nötige Muße finden, um höhern Dingen nachzugehen, und wenn sie ein freies Stündchen haben, daß sie dieses durch Sport ausfüllen, wogegen an und für sich ja auch nichts eingewendet werden kann.

Nachdem nun mit einigen Streiflichtern zwei hauptsächliche scheinbar entgegengesetzte Charakterzüge der Basler beleuchtet worden sind, können wir uns etwas kürzer fassen in Bezug auf die andern Eigenschaften, welche zu Eingang unseres Vortrages als Kennzeichen baslerischen Wesens hingestellt worden sind.

Wir reden zunächst von der Zurückhaltung mit ihren vielen verschiedenen Nuancen wie Steifheit, Verschlossenheit, Nüchternheit, Hochmut und was uns alles auf's Kerbholz mit mehr oder weniger Recht geschrieben wird.

In dieser Hinsicht ist nicht zu leugnen, daß auf den Fremden beim ersten Zusammentreffen der Basler und wohl noch mehr die Baslerin einen ungünstigen Eindruck machen muß. Ich möchte auch dies mit einem Beispiel belegen. Man bringt seine Ferien im Berner Oberland oder sonstwo auf dem Lande zu. Im Hotel befinden sich 60—100 Gäste, Ausländer und Angehörige verschiedener Kantone, darunter auch drei sogenannte alte echte Basler Familien. Diese halten nun gesellschaftlich fest zusammen, sie sitzen am Tisch bei einander, kritisieren mit einander die übrigen Pensionäre, gehen mit einander spazieren und besuchen mit einander am Sonntag die Kirche. Ist der Geistliche nicht nach ihrem Geschmack, so arrangiert man eine kleine Privatandacht und singt aus dem Basler Anhang des Gesangbuches einige geistliche Lieder. So können drei bis vier Wochen vergehen, und man kehrt wieder in die geliebte Vaterstadt zurück, ohne auch nur eine neue Bekanntschaft, die den Horizont etwas zu erweitern imstande gewesen wäre, geschlossen zu haben.

Es ist begreiflich, daß ein derartiges Benehmen als Hochmut ausgelegt wird, allein doch wohl in den meisten Fällen mit Unrecht. Vielmehr ist es eine gewisse Schwerfälligkeit, infolge welcher man sich nicht so leicht mit bisher unbekannten Personen zurecht findet. Man will sich niemandem aufdrängen und merkt nicht, welcher Unhöflichkeit man sich dadurch schuldig

macht. Auch bei jungen Leuten kann die gleiche Erfahrung gemacht werden, sogar in studentischen Kreisen, wo doch eine größere Beweglichkeit vorhanden sein sollte. Ist aber einmal das Eis gebrochen, und hat sich der Annäherungsprozeß vollzogen, so ist der Basler der beste Gesellschafter und der aufrichtigste Freund; seine ganze tiefe Gemütsart kommt dann zu ihrer schönsten Entfaltung. Ähnlich geht es auch den Fremden in Basel selbst. Wir müssen schon von der Güte und Rechtschaffenheit eines Nichtbaslers, der uns empfohlen worden ist, oder dessen flüchtige Bekanntschaft wir gemacht haben, vollkommen überzeugt sein, bis wir ihn in unser Haus, in unsere Familie einführen. Ist das aber einmal geschehen, so entwickelt sich leicht ein Verhältnis, das an Innigkeit und Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Erfahrung haben schon viele Hunderte, Schweizer und Ausländer, machen müssen, und von gar manchem ist mir die Richtigkeit derselben gerne und dankbar bestätigt worden.

Der Basler ist nun einmal kein Enthusiast. Er kann sich nicht vorbehaltlos einer Freude oder einer Bewunderung hingeben. In dieser Hinsicht ist am belehrendsten ein Besuch der Ausstellungen in der Kunsthalle oder im Museum Sonntags nach dem Morgengottesdienst. Was man gelegentlich da zu hören bekommt, gehört zum interessantesten für denjenigen, der die sogenannte Volksseele belauschen will. Aber auch in dieser Hinsicht ist der innerste Beweggrund ein lobenswerter, nämlich das Bestreben, darüber klar zu werden, warum ein Kunstwerk anspricht oder befremdet. Freilich wenn ein zudringlicher Kunstkenner den ernsten Beobachter mit seiner belehrenden Weisheit bestürmt, ehe dieser auch nur einigermaßen selbst über das Gemälde klar geworden ist, so ist dies ein unfeines Benehmen, das besonders einen Fremden in hohem Grade unangenehm berühren muß.

Hochmütig ist der Basler nur, wenn er sich allzu bescheiden gibt. Bekanntlich erstreckt sich die angeborene Lust zu Kritik und Satire nicht nur auf den einzelnen mit Schwächen behafteten Mitmenschen, sondern auch auf die Allgemeinheit, den Staat und alle seine Einrichtungen und Organe. Hört man die Leute so raisonnieren, es könnte der Glaube entstehen, daß es in Basel gar nicht auszuhalten wäre. Sollte aber ein Nichtbasler auch nur einen Zehntel dieser Aussetzungen von sich aus anbringen, so würde ihm wohl nicht undeutlich der Standpunkt klar gemacht werden. Wie oft kann von Baslern das Wort gehört werden: „Das kann nur bei uns vorkommen", ein Wort, das im Munde eines Berners, eines Zürchers oder eines Reichsangehörigen eine diametral entgegengesetzte Bedeutung hat. Hier liegt entschieden ein wunder Punkt unseres Charakters vor. Um nicht in ein unbegrenztes Rühmen zu verfallen, das in hohlen Phrasen sich Luft machen könnte, anerkennt man gar nichts Gutes und wird ungerecht und undankbar gegen die Gesamtheit wie gegen den Einzelnen. Wie schwer haben es unsere größten Mitbürger gehabt, bis sie eine auch nur bescheidene Anerkennung gefunden haben, und wehe dem, der es in Basel wagt, mit eigener Dichtung vor die Öffentlichkeit zu treten. Basilea poetica ist im Grunde eine contradictio in adjecto. Wenn Adolf Frey konstatiert, daß Basel niemals zu einem wirklichen Dichter gelangt ist, so ist dies vielleicht ein hartes Urteil, es wird jedoch kaum widerlegt werden können; denn Johann Peter Hebel müssen wir doch wohl den guten Nachbarn im Wiesental überlassen. Schon im Jahre 1791 schrieb in dieser Hinsicht ein französischer Emigrant: Literatur und Poesie sind den Baslern so fremd wie das Türkische und das Malayische.

Die Basler Poesie ist in erster Linie eine Gelegenheitspoesie, ein Gebiet, auf welchem sehr gutes geleistet worden

ist, und sodann eine Lyrik, in welcher das Gemütsleben des Baslers seinen Eindruck findet. Zur Tragödie oder gar zum Epos hat es trotz lobenswerter Ansätze nicht gereicht. Außer den oben für dieses Zurückbleiben angeführten Gründen kommt noch ein Faktor in Betracht, nämlich der, daß Basel im XVIII. Jahrhundert fast ausschließlich von der französischen Bildung beherrscht war. Basel hat an der Entwicklung der deutschen Literatur keinen oder doch nur sehr spärlichen Anteil genommen; denn Spreng und Drollinger sind doch kaum mit Bodmer und Breitinger zu vergleichen. Das hat sich gerächt bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Dafür ist unbestritten die natürliche Qualifikation der Basler einmal für Mathematik und anderseits für Geschichte, also konkrete Wissenschaften, während die Philosophie unserem Wesen ferner liegt.

Wir schließen diesen Teil unserer Ausführungen. Noch manches wäre beizufügen; allein unsere Zeit ist begrenzt. Wir haben Licht- und Schattenseiten erwähnt und gezeigt, was wohl als Grundstimmung des Charakters der alten echten Basler anzusehen ist. Nur gegen eines möchten wir uns noch verwahren, daß man in Zukunft sich selbst gar zu schlecht mache, sei es aus falsch angebrachter Bescheidenheit, sei es aus übertriebener ungesunder Kritik. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie bei Eröffnung des Landesmuseums in Zürich die Basler nichts Gescheidteres zu tun wußten, als daß sie zwei stattbekannte Idioten, den Niggi Münch und den Boppi Keller den Miteidgenossen als Stadtrepräsentanten vorführten. Das war doch eine starke Sache, lasse man jene beiden Simpel aus den dreißiger und vierziger Jahren, welche das auf Abwege gekommene Genie eines Hieronymus Heß stets so gerne dargestellt hat, einmal in Ruhe und mache sich nicht mehr durch solche Ungereimtheiten vor ganz Helvetien lächerlich. Die eigene Karrikatur, die ja naturgemäß in Basel eine größere Rolle spielt als anderswo, genieße man

im ſtillen Kämmerlein bei einem Glas guten Markgräflers; aber dieſe für uns gezeichneten Figuren ſollen auch unter uns Wiſſenden bleiben als Warnung dafür, wohin der alte echte Basler kommen kann, wenn ſeine ſchwachen Seiten allzuſehr die Oberhand gewinnen.

Wir treten nun an die Beantwortung der perſönlichen Frage heran, d. h. wir möchten darüber ins Klare kommen, welche Kreiſe die Träger der genannten Eigenſchaften ſind, oder mit andern Worten: Aus was für Elementen beſteht denn die alte echte Basler Bürgerſchaft? Über dieſen Punkt herrſcht eine ſolche Begriffsverwirrung ſowohl bei Ausländern als auch bei Einheimiſchen, ſo daß es ſich ſchon lohnen dürfte, die Angelegenheit etwas genauer zu prüfen.

Vielfach werden Verhältniſſe und Benennungen auf die Stadt Baſel und ihre Bürgerſchaft übertragen, die nicht im mindeſten zutreffen. Man hört etwa reden von Basler Patrizierfamilien oder von altariſtokratiſchen Geſchlechtern. Das gibt es bei uns durchaus nicht mehr ſeit den Tagen der Reformation. Es iſt ein Kennzeichen, und ich ſage eine Ehre für Baſel, daß wenigſtens zu denjenigen Zeiten, auf welche wir mit berechtigtem Stolz zurückblicken, alle Bürger der gleichen politiſchen Rechte teilhaftig waren, und daß das Bürgerrecht allen Leuten offen ſtand. Die Zünfte nahmen jeden mit Freuden in ihre Gemeinſchaft auf, der ihr Gewerbe trieb, einen Harniſch beſaß und die Hellebarde zu führen verſtand. Dieſe neuen Bürger rekrutierten ſich hauptſächlich aus dem ſtark bevölkerten Sundgau und aus dem Breisgau, oder aus den unfruchtbaren Tälern und Höhen des Schwarzwaldes und des Jura, welche nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Bewohnern zu ernähren vermochten.

Es iſt hier nicht am Platze, die Liſten der Neubürger wiederzugeben, wie ſie bei Peter Ochs und an andern Orten

zusammengestellt sind. Ein paar Zahlen sollen zeigen, was für einen starken Zuwachs unsere Stadt im fünfzehnten Jahrhundert erhalten hat. 1393 wurden ins Bürgerrecht aufgenommen 573 neue Bürger, 1403 nach einem Kriegszug ins Elsaß 145, im Jahre 1406 (Zug gegen Pfeffingen) 465, 1409 (Zug gegen Istein) 385, 1412 waren es 454, und so geht es ungefähr weiter das ganze Jahrhundert hindurch. In der zweiten Hälfte desselben werden die Zahlen etwas kleiner. Während 1443 und 1444 infolge des St. Jakoberkrieges noch 419 resp. 324 Mitstreiter das Bürgerrecht verdienen, werden nach der Schlacht von Hericourt 89, nach dem Blamonterzug 76 und nach Murten nur noch 29 neue Bürger aufgenommen.

Das waren alles keine Herren, sondern kleine Leute, die zu Schmieden, zu Rebleuten, Schuhmachern und Spinnwettern untergebracht wurden. Zu ihnen gesellen sich dann noch diejenigen, die das Bürgerrecht kaufen. Es waren ihrer für den Zeitraum vom großen Erdbeben bis zum Jahre 1488 etwa 1200, also eine sehr kleine Anzahl gegenüber den unentgeltlich aufgenommenen.

Diese Leute und diejenigen, welche im 16. und im 17. Jahrhundert in erster Linie des Glaubens willen nach Basel gekommen sind, bilden den Stock der Bürgerschaft, die im 18. Jahrhundert infolge Schließung des Bürgerrechtes stabil geblieben oder gar zurückgegangen ist. Im 19. Jahrhundert erfolgte auch ein neuer Zuzug, der jedoch keine wesentliche Vermehrung der stets mehr zusammenschmelzenden bürgerlichen Kreise zur Folge hatte. Erst die neueste Gesetzgebung steuerte mit Erfolg wieder den Bahnen zu, die in den früheren Zeiten beschritten worden waren.

Der stets frische Zufluß neuen Blutes hat die Stadt Basel vor einer Verknöcherung ihrer Bewohner und vor einer allzuweit getriebenen Inzucht bewahrt, wie sie an anderen Orten,

besonders in den alten Reichsstädten, vorgekommen ist. Dabei machen wir hauptsächlich eine, wie mir scheint, recht tröstliche Wahrnehmung, ich meine, die schnell sich vollziehende Amalgamation der neuen Elemente mit den schon vorhandenen. Das ist heute noch der Fall, und ist es schon vor Jahrhunderten gewesen. Ein mir sehr naheliegendes Beispiel ist geradezu typisch. Im Jahre 1523 kaufte ein routinierter Holz- und Häuserspekulant aus dem Schwarzwald das Basler Bürgerrecht. Bald war er im Besitz einer ganzen Anzahl städtischer Liegenschaften — die eine Seite der Sporengasse gehörte ihm — da gab ihm der Bürgermeister seine ältliche und nicht gerade schöne Tochter zur Frau. Die Söhne aus dieser Ehe saßen im Rat und im Gericht, von den Enkeln wurde der eine 1625 Oberstzunftmeister, der andere 1666 Bürgermeister. Auch Johann Rudolf Wettstein, dessen Vater 1579 von Russikon im Kanton Zürich eingewandert war, soll hier nicht unerwähnt sein, und zahllose ähnliche Fälle ließen sich bis auf den heutigen Tag anführen. Ich glaube, es liegt in dieser Erscheinung der beste Beweis dafür, was für eine hohe Wertschätzung in Basel zu allen Zeiten Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit gefunden, und wie diese Eigenschaften jeweilen genügt haben und noch genügen, damit ein junger Mann, der ohne Wappen und Stammbaum und wohl noch mit den Eierschalen bäuerlicher Provenienz behaftet, in Basel vorwärts kommt, in den altangesessenen Kreisen Einlaß findet und als ihresgleichen behandelt wird. Als Gegenleistung erfolgt dann seitens des Neulings ein Einleben in das Denken und Fühlen und bald auch in Sitten, Gebräuche und Sprache der Recipienten. Das ist der so einfache und doch nicht so selbstverständliche Erneuerungsprozeß, worauf nach meinem Empfinden ein guter Teil des Wohlergehens unserer Stadt beruht. Auf diese Weise sterben die alten echten Basler, deren Qualität weder durch einen möglichst alten Bürgerbrief

noch durch einen verschimmelten Ratssessel des achtzehnten Jahrhunderts bedingt ist, niemals aus. Dabei kommt es denn auch nicht darauf an, daß der neue Zuzüger sofort auf das Stadthaus läuft, um den Herren Bürgerräten ein paar Obligationen und Policen unter die Nase zu halten, sondern auch da ist die Gesinnung und nicht der Buchstabe des Gesetzes maßgebend.

Eine höchst wichtige Folge dieser Tatsachen ist die, daß unsere Bevölkeruug im Großen und Ganzen ihren einheitlichen Charakter trotz der unverhältnismäßig starken Einwanderung hat behaupten können. Basel ist Basel, ist eine Schweizerstadt geblieben und wird es bleiben, so lange das geschilderte Verhältnis zwischen altansäßiger und zuwandernder Bevölkerung bestehen wird. Daran ändert auch nichts der Umstand, daß mancher alte Ausdruck verschwindet und mancher alte Name ausscheidet. Die historische Entwicklung auch des Baseldeutschen ist durch die Naturnotwendigkeit bedingt; daß aber unser Dialekt noch lebensfähig ist, das geht schon daraus hervor, daß er immer noch die neuen Ausdrücke und Erscheinungen sich anzupassen und mundgerecht zu machen imstande ist.

Dieser Verschmelzungsprozeß wäre aber kaum möglich gewesen, wenn unter der Bevölkerung sich geschlossene Stände und Kasten erhalten hätten, wenn eine Aristokratie oder ein Patriziat vorhanden gewesen wäre. Wohl war dies im Mittelalter der Fall, die demokratische Bewegung der Reformationszeit hat jedoch gründlich damit aufgeräumt. Der alte Basler Lehensadel, die sogenannten Ritter, waren schon im vierzehnten und mehr noch im fünfzehnten Jahrhundert der Stadt gegenüber in eine unhaltbare Stellung geraten. Da sie von Oesterreich, dem Bischof und dem Markgrafen Lehen empfangen hatten, so konnten sie an den Sitzungen des Rates nicht mehr teilnehmen; denn die städtischen und die fürstlichen Interessen liefen sich diametral entgegen. Deshalb kehrten die Edelleute der Stadt

den Rücken und zogen sich auf ihre Schlösser der Umgebung oder an die benachbarten landesherrlichen Höfe zurück, ohne deshalb alle Beziehungen zu der alten Heimat aufzugeben. Der Riß wurde aber noch größer durch die Glaubensspaltung, weil die adligen Familien mit wenigen Ausnahmen katholisch blieben. Während des dreißigjährigen Krieges flüchteten manche dieser Herren in die Stadt, sie waren aber finanziell ruiniert und viele von ihnen mußten ihre alten Herrenhäuser beim Münster oder zu St. Peter unternehmungslustigen Bürgern verkaufen, um auch nur einigermaßen aus den Schulden herauszukommen. Der Adel vegetierte dann weiter auf dem Lande, zu Pruntrut, Rheinfelden, Freiburg. Wer nicht eine Offiziersstelle vom Kaiser oder vom König von Frankreich erhielt, rechnete auf eine Domherrenstelle zu Arlesheim, ein Kanonikat zu Murbach oder sonst eine einträgliche geistliche Pfründe. Die Töchter wurden Hofdamen in diesem oder jenem Duodezresidenzlein, oder man versorgte sie in einem der zahlreichen Klöster und adligen Damenstifte. Nur ganz wenige dieser Familien haben sich ins neunzehnte Jahrhundert hinübergerettet. Ausnahmsweise fanden etwa auch persönliche Beziehungen zu einzelnen Basler Bürgerfamilien statt, so verheiratete der Baron Reichenstein zu Inzlingen seine Tochter einem bekannten Klein-Basler Geschäftsmann, und die letzte Sprossin aus dem Hause Bärenfels hat in Basel als Frau Thurneysen ihr Leben beschlossen.

Aber auch da Patriziat, die altfreien Bürger des Mittelalters, die man unter dem Namen der „Achtburger" zusammenfaßt und die mit den Rittern zusammen ursprünglich ausschließlich den Rat besetzt hatten, konnten sich als solche auf die Dauer nicht halten. Wohl strebten im fünfzehnten Jahrhundert angesehene, durch Handel und Landbesitz reich gewordene Zunftbürger nach der hohen Stube der Achtburger, so die Zschekkenpürlin, die Offenburg, von Brunn, Irmy, Holzach u. a. m.

Die übrige Bürgerschaft jedoch verfolgte dieses ungesunde Streben=tum mit größtem Mißtrauen. Nachdem der Einfluß der Ritter gebrochen war, wollte man nicht die Patrizier an ihre Stelle treten lassen. Auch bekam einzelnen dieser Familien das Vor=nehmtun gar nicht gut; denn manche dieser Edelleute gingen an den Gewohnheiten und Sitten des Adels zu Grunde. Da=her war es kein Schaden, daß in den Jahren 1515 und 1545 durch Ratsbeschlüsse die politischen Rechte des Patriziates auf=gehoben und die Mitglieder desselben auf die vier Herrenzünfte zum Schlüssel, zu Hausgenossen, Weinleuten und Safran ver=wiesen wurden. Dadurch sind sie wieder in den Rahmen der allgemeinen Bürgerlichkeit zurückgetreten, ohne fernerhin eine besondere Rolle, auch nicht in sozialer Hinsicht zu spielen.

Durch all diese Verumständungen ist Basel die bürgerlichste aller Schweizerstädte geworden und die paar „von", welche heute noch im Adreßbuch figurieren, lassen auf alles andere schließen, nur nicht auf altadelige Abstammung.

Auch eine Ämter=Aristokratie bestand in Basel nicht, und als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine solche einzu=führen versucht wurde, entstand eine derartige Bewegung in der Stadt, daß die interessierten Familien wohl daran taten, so schnell als möglich auf alle diese Aspirationen zu verzichten. Die Einführung des blinden Loses war die Antwort auf das 1691er Wesen.

Man darf also für Basel den Begriff der Regiments= und Ratsfähigkeit gar nicht aufstellen; denn unsre Ver=fassung war seit der Reformation eine entschieden demokra=tische. Jedermann konnte zu Amt und Würden gelangen, ja es war für einen Basler, wenn er nicht wenigstens die Hälfte der zehn Gebote offenkundig übertreten hatte, schwieriger, nicht im Großen Rate zu sitzen, als demselben anzugehören. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte Basel ungefähr

15,000 Einwohner, von diesen waren etwa 6000 Fremde und Hintersäßen ohne Anteil an den politischen Rechten. Nehmen wir an, daß auf 9000 Seelen 1800 stimm- und wahlberechtigte Bürger zu stehen kommen und daß von diesen etwa 200 wegen Altersbeschwerden, Geisteskrankheit, Konkurs und anderer Hauptmängel abzurechnen sind, so saß, da der Große Rat aus 280 Mitgliedern bestand, stets der fünfte Mann in der gesetzgebenden Behörde. Auch der Kleine Rat mit seinen 64 Ratsherren, also etwa dem fünfundzwanzigsten Teil der mehrjährigen Bürger, konnte nicht als Amtsadel gelten, dazu war die Gesellschaft eine viel zu gemischte. Einzig der Ratsausschuß der Dreizehner, welche die wichtigsten Staatsgeschäfte zu behandeln hatten, besaß den Charakter einer Elite der Bürgerschaft. In dieser Behörde saßen die fähigsten und wohl auch die begütertsten Ratsherren; auch hier bestanden aber keine Sonderrechte, jeder konnte in dieses Kollegium gewählt werden, und der Wechsel in Bezug auf Familiennamen ist auch hier kein geringer.

Kommt also für Basel weder ein Geburts- noch ein Amtsadel in Betracht, sondern war es die gesamte stets sich erneuernde Bürgerschaft, welche in allen Angelegenheiten entscheidend auftrat, so kann man auch nicht behaupten, daß eine Anzahl alter Familien die treuen Hüter und Träger der Tradition gewesen sind. Nur eine kleine Zahl der heutigen bürgerlichen Familien geht über die Reformation zurück. Wir können hier keine ausführlichen genealogischen Studien anstellen, möchten auch Niemandem die Freude an seinem Stammbaum durch allfällige Zweifel verderben, aber ein Vergleich der Ratslisten zeigt, ein wie großer Wechsel im Laufe der Zeiten stattgefunden hat. Vor mir liegen die Namen von 78 Häuptern und Ratsherren aus den Jahren 1480/1481, von diesen gehören nur sechs solchen Geschlechtern an, die heute noch in Basel existieren. Es sind dies Heinrich von Brunn, Michel Meyer,

Hans Fischer, Hans Bratteler, Hans Iselin und Oswald Holzach, die übrigen 72 vertreten Familien, die längst ausgestorben sind.

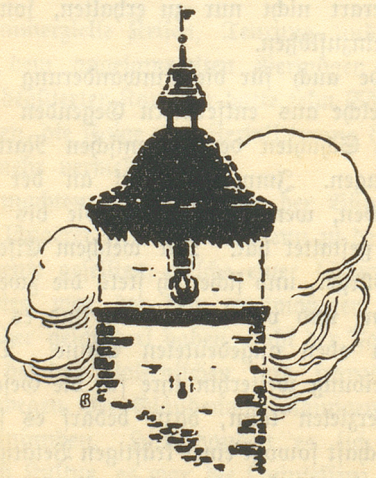
Daß endlich Geld und Reichtum stets in einer Handelsstadt wie Basel eine große Bedeutung gehabt haben, kann nicht geleugnet werden, doch war das kein Grund, welcher die verschiedenen Kreise der Bürgerschaft an einem engern Zusammenschluß gehindert hätte. Die Plutokratie hat keinen aristokratischen Beigeschmack, jeder kann durch Glück und Arbeit wohlhabend werden. Auch zeigt die Geschichte, daß der Reichtum eine ungemein unbeständige Sache ist. Die jetzigen großen Basler Vermögen sind fast alle neuern Datums. Der Christoph Merian'sche Reichtum stammt aus napoleonischer Zeit. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts galten die Gebrüder Zäslin für die wohlhabendsten Bürger, und um 1760 bezeichneten die Leute den Peter Werthemann als den reichsten Mann der Stadt.

Kriege, kommerzielle Krisen, Teurung und sonstiges Unglück bereiteten dem angesammelten Vermögen oft ein jähes Ende, oder ein begüterter Kaufherr hatte zehn Söhne, von denen mehrere studierten, die Folge war Zersplitterung des Vermögens, das sich nicht mehr vermehrte.

Viel eher machten sich innerhalb der Bürgerschaft Unterschiede während längerer Zeit geltend, wenn zu dem vorhandenen Stock sich Elemente gesellten, welche einer höhern Kultursphäre angehörten. Dies war bei den regelmäßigen Einwanderern, wie wir sie früher geschildert haben, nicht der Fall, aber anders verhielt es sich bei den italienischen und französischen Refugianten, welche wegen der Glaubensverfolgungen sehr zahlreich in Basel sich einfanden. Hier handelt es sich um Vertreter einer überlegenen Kultur, es war die Quintessenz der begabtesten Völker Europas, die trotz aller Not ihrer Vorzüge entschieden sich bewußt war. Diese Leute sind es auch gewesen, welche dem

industriellen Leben Basels einen neuen, vorher nie geahnten Aufschwung verliehen und das geistige Leben unserer Stadt mit einer höhern Weihe erfüllt haben.

Diese Refugianten brauchten aber auch eine etwas längere Zeit, bis sie sich vollkommen in Basel der übrigen Bevölkerung gleichgestellt hatten. Sie bedienten sich noch lange der französischen Sprache, bildeten eine besondere Kirchgemeinde, waren den zünftigen Handwerkern durch Geschmack und Kenntnisse überlegen und strebten nach einem Großbetrieb, der sich mit der bestehenden kleinzügigen Gesetzgebung nicht zusammenreimen ließ. Sie waren daher beneidet und wurden vielfach angefochten, und doch ist ihr Erscheinen ein Glück für Basel gewesen, das ohne diese Erfrischung auf geistigem wie materiellem Gebiete stecken geblieben wäre. Mit der Zeit freilich haben auch diese Welschen sich amalgamiert und wesentlich dazu beigetragen, die echte alte Baslerart nicht nur zu erhalten, sondern ihr auch frisches Leben einzuflößen.

Ob dasselbe auch für die Einwanderung von Elementen gelten wird, welche aus entferntern Gegenden stammen, oder die den untern Schichten der italienischen Nation angehören, ist schwer zu sagen. Immerhin darf an der Zukunft nicht verzweifelt werden, wenn wir sehen, wie bis dahin die Angelegenheit sich gestaltet hat. Mit welchem Eifer wollen nicht sehr oft neue Bürger, und sicherlich stets die zweite Generation, alte Basler sein, und viele von ihnen sind es auch tatsächlich in dem höhern oben angedeuteten Sinne. Daß aber diese geistige Einverleibung weiterhin ihre für die Gesamtheit so heilsamen Erfolg erzielen kann, dazu bedarf es seitens der ansäßigen Bürgerschaft sowohl einer kräftigen Betätigung aller jener guten Charaktereigenschaften des echten Baslers, als auch eines energischen Zurückdrängens aller der Unliebenswürdigkeiten, womit wir hereditär belastet sind. Ein Bürgermeister als Groß-

vater und ein Oberstzunftmeister als Urgroßvater geben uns so wenig als großer Besitz und ein Stammbaum, der bis auf Karl den Großen zurückgeht, das Anrecht auf den Ehrentitel eines echten alten Baslers, sondern allein Arbeitsamkeit und werktätige Frömmigkeit, Selbstbewußtsein ohne Stolz und Humor ohne Bitterkeit, sie sind es, was als Requisit eines Basler Bürgers anzusehen ist, mag nun der Bürgerbrief im Jahre 1501 oder 1901 ausgestellt worden sein. Möchten immer mehr alte wie neue Bürger nach diesem Ideale streben, dann braucht uns auch angesichts der Großstadt, der wir entgegen treiben, nicht bange zu werden für die Zukunft unserer lieben Vaterstadt.